

An unsere Frauen und Mütter

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **20 (1916-1917)**

Heft 11

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schönsten Seiten seines Charakters war die Loyalität, mit der er stets bereit war, die Rechte anderer anzuerkennen, wo er das Zusammentreffen einer Priorität oder auch nur den Anschein einer solchen vorhanden glaubte. Er ließ seinen Vorgängern gewissenhaft Gerechtigkeit widerfahren; dadurch schützte er sich selbst vor ernstern Vorwürfen und Angriffen. Eine Eifersucht, wie man sie Davy zuschrieb, war Faraday fremd. Er pflegte täglich bis drei Uhr im Laboratorium der Royal Institution zu bleiben und still zu arbeiten, nur selten die Hilfe seines Assistenten in Anspruch nehmend. Die berühmtesten Staatsmänner, bis hinauf zum Prinz-Gemahl Albert, besuchten ihn dort und begegneten ihm mit jener achtungsvollen Vertraulichkeit, die das Zeichen vollkommener Ebenbürtigkeit ist. Faraday war seit 1824 verheiratet, starb aber, wie Davy und Berzelius, ohne Kinder. Seine Frau war die Tochter eines Juweliers, der derselben religiösen Sekte angehörte wie der Gelehrte selbst. Es sind das die Sandemanier — nach Robert Sandemann — oder Glassisten (nach ihrem Gründer Glas). Die Mitglieder dieser ganz kleinen Sekte heiraten nur untereinander und — laden niemals Jemanden zum Speisen ein; an dieses Prinzip hat sich Faraday getreulich gehalten. Später wurde er das Haupt dieser Sekte und fungierte als ihr Großpriester. Seine ununterbrochenen Forschungen im Gebiete der exakten Naturwissenschaften verhinderten ihn nicht, bis an sein Lebensende religiös-fromm zu bleiben. Während er als Mann der Wissenschaft fortwährend kritisch-analytisch tätig war, verzichtete er als Sektierer vollständig auf jede Prüfung und Untersuchung des Inhalts der Bibel, die den unverrückbaren Leitstern der Glassisten bildet. Faraday wohnte dem Gottesdienste stets mit größter Regelmäßigkeit bei und predigte oft selbst; auch hielt er zuweilen in der Provinz Versammlungen ab.

Zum Schlusse ein höchst charakteristischer Zug aus Faradays Leben. 1851 kam der damals noch ganz junge französische Chemiker Chelmen nach London und besuchte Faraday. Als er sich empfahl, lud ihn dieser ein, der letzten diesjährigen Vorlesung, die in einigen Tagen in der Royal Institution stattfinden werde, beizuwohnen. Natürlich verfehlte Chelmen nicht, zu erscheinen und er mußte an des Meisters rechter Seite sitzen. Wie groß war sein Erstaunen, als letzterer dem glänzenden Publikum mitteilte, den Gegenstand seiner Vorlesung würden die Forschungen bilden, die „der junge französische Gelehrte an meiner Seite“ vor kurzem über die künstliche Erzeugung von Edelsteinen angestellt habe. Auf solch feine Weise nahm ein Faraday einen Anfänger unter den Schutz seiner wirksamen Empfehlung, und so stellte er einen fremden, den dessen eigenes Land noch kaum gewürdigt hatte, seinen Landsleuten vor. Er lobte ihn nicht mit Worten, sondern zeigte, was er Lobenswerthes geleistet.

An unsere Frauen und Mütter.

Sparen müssen wir ja nun einmal alle! Wollen wir es da nicht in einer Art und Weise tun, die auf unsere Kinder, die jungen Menschen überhaupt, mit denen wir in Berührung kommen, einen Eindruck zum Guten, vielleicht einen bleibenden, macht? Das geschieht aber jedenfalls nicht, wenn wir bei allem was entbehrt wird, murren und stöhnen, sodaß die Jungen denken müssen: Wäre doch die verwünschte Sparerei einmal vorbei

und könnte man wieder drauflos wirtschaften! — Nein, sie sollten im Gegenteil finden, dies und jenes sei es auch in Zukunft nicht wert, daß man so viel dafür ausbebe; sie sollen merken, daß man nicht nur beim Sparen etwas gewinnt, sondern auch beim Sparen lernen. Statt also zu seufzen: Ach, dieses altbackene Brot!, oder dies schwarze Brot!, sage man lieber im fröhlichen Entdeckertone: Wie viel ausgiebiger doch dieses altbackene Brot ist! Warum aß man denn eigentlich immer das kraftlose Weißbrot, da doch das braune so viel nahrhafter ist? Oder: Am Dörrobst hat man sich denn doch gütlicher getan, als an diesem sauren Most, der weder nährt, noch stärkt!, oder: Wie nett ist es, daß wir die Kochkiste brauchen gelernt, — daß dieser oder jener Winkel hinterm Hause angepflanzt ist! So solls auch nachher bleiben!

Jetzt ist der Moment auch für denjenigen, der für sich selbst nicht glaubte sparen zu müssen, seinen Kindern zu zeigen, wie man mit Bergeuden seinem ganzen Volke schadet, wie man z. B. jeden unnütz verschwendeten Liter Gas einem andern wegnimmt. Werden die Kinder dadurch zu kleinen Sparthrannen, umso besser! Man kann ihnen dann auch eines Tages mit dem Hinweis auf ein unausgebrauchtes Schulheft sagen: Sieh, dein Land tut dir die Ehre an, auch in dieser schweren Zeit dir lernenshalber Papier zu schenken; also hast du die Pflicht, es gewissenhaft auszunutzen. —

Verwenden wir sie dazu, uns selbst und unsere Kinder zu erziehen, dann hat die schlimme Zeit doch ein Gutes gewirkt!

(„Zürcher Frauenzentrale“.)

Schatten.

Wie schön war's, im Schatten der Wolken zu wandern,
als eines noch hing voll Vertrauen am andern;
es blaute der Himmel, es glänzte die Flur,
wir wanderten stets in der Seligkeit Spur:
wir trugen die Sonne, die Sonne in uns.

Da fiel ich in Schuld, und im dunkelnden Herzen
erloschen der blanken Erinnerung Kerzen;
und glänzt auch der Himmel und schimmert das Land,
es hüllt sie in Schatten die dunkle Hand
der Nacht, die im Herzen, im Herzen uns wohnt.

Nun bin ich geflohen viel hundert Stunden,
am Leuchten des Südens davon zu gesunden;
doch wo ich gewandert und wo ich geweiht,
der Schatten ist immer vorausgeeilt:
ich finde die Sonne, die Sonne nicht mehr.

Heinrich Manesse.